

BARRY SMITH

Zur Nichtübersetzbarkeit der deutschen Philosophie

1. *Zwei Sprachen der Philosophie*

Es besteht unter angelsächsischen Philosophen die weitverbreitete Ansicht, daß die klassischen Texte der deutschen Philosophie nicht ins Englische übersetzbar seien. Diese Meinung wird beispielsweise für Fichte, Schelling, Hegel, Ulrici, Hamann, Dilthey, Heidegger, Adorno und Bloch geltend gemacht, aber auch für nicht-deutsche Philosophen wie Lukács, Althusser oder Derrida, die eng mit der deutschen Tradition verknüpft sind.

Die Behauptung der Nichtübersetzbarkeit wird wohlgermerkt nicht erhoben für solche Denker wie Helmholtz, Brentano, Frege, Stumpf, Hilbert, Reinach oder Carnap, und zwar zum Teil deshalb nicht, weil diese Philosophen zwischen philosophischen und nicht-philosophischen Disziplinen pendelten und an ihre Schriften andere sprachliche Maßstäbe anlegten als die der Hauptrichtung der klassischen deutschen Philosophie. Aus Gründen, die ich anderswo zu beschreiben versucht habe, betrifft diese Anklage auch nicht die Hauptvertreter der österreichischen Philosophie wie etwa Mach oder Wittgenstein, da die Philosophie in Österreich zu einer Zeit zur Blüte gekommen ist, als die historische Situation Österreich einen sehr eigenständigen Weg ermöglichte.²

¹ Die extremsten Übertreibungen der früheren Fassungen dieses Textes wurden durch die stets zielsicheren Kommentare Karl Schumanns eliminiert, der aber für den Inhalt keine Verantwortung trägt. Für wichtige Eingriffe bin ich auch Johannes Brandl, Axel Bühler, Roberto Cassati, Jan Joerden, Uwe Meixner und Kevin Mulligan zu Dank verpflichtet.

² Für eine komplementäre Behandlung der Eigenarten der österreichischen Philosophie vgl. meine Aufsätze: *Austrian Origins of Logical Positivism*. – In: B. Gower (Hrsg.): *Logical Positivism in Perspective*. London, Sidney 1987 und *On the Origins of Analytic Philosophy*. – In: Grazer Philosophische Studien. 34 (1989). Vgl. diesbezüglich auch K. Mulligan: *Genauigkeit und Geschwätz*. – In: H. Bachmaier (Hrsg.): *Wien – Paradigmen der Moderne*. Amsterdam 1990.

Es ist zwar richtig, daß viele Texte der klassischen deutschen Philosophie ein englisches Äquivalent besitzen. Die vorherrschende Meinung unter angelsächsischen Philosophen ist allerdings die Ansicht, daß es sich dabei bestenfalls um unbefriedigende Kompromisse zwischen Originaltreue und Lesbarkeit handelt. Diese Einstellung hat sich interessanterweise nicht nur bei angelsächsischen Gegnern der klassischen deutschen Philosophie gefestigt. Auch manche Freunde dieser Philosophie klagen dauernd und zu Recht über die Qualität der verfügbaren Übersetzungen, und zwar mit einer Intensität, die darauf hinweist, daß man es hier mit prinzipiellen Schwierigkeiten zu tun hat, die über die gewöhnlichen Probleme hinausgehen, mit denen ein Übersetzer konfrontiert ist.³ Man kann viel leichter einen gut lesbaren deutschen Text aus einem typisch englischen philosophischen Werk produzieren als einen gut lesbaren englischen Text aus einem typisch deutschen. Diese Behauptung bedarf natürlich der Präzisierung. Schon jetzt können wir aber feststellen, daß die Relation der beiden Fachsprachen in dieser Hinsicht keine symmetrische ist.

Ich darf mich nun einerseits selbst zu den Freunden der deutschen Philosophie zählen, andererseits bin ich aus langjähriger Erfahrung mit philosophischen Texten und ihren Übersetzungen vollends davon überzeugt, daß die These der Nichtübersetzbarkeit der deutschen Philosophie kein bloßes Vorurteil ist. Sie ist, wenn man so will, ein Vorurteil bene fundatum, und es gilt im folgenden, den ihm zugrundeliegenden Wahrheitsgehalt sachlich herauszukristallisieren. Die beiden Begriffe der Nichtübersetzbarkeit und der Unverständlichkeit sollen hierbei natürlich nicht durcheinandergebracht werden. Die Sprache etwa eines mathematischen Beweises oder eines Geschäftsbriefs ist übersetzbar, aber nicht immer allgemein verständlich und wir möchten nicht, daß unsere Untersuchungen lediglich in der Trivialität münden, gewisse Texte seien der Allgemeinheit (oder der Allgemeinheit der angelsächsischen Philosophen) unverständlich, einfach weil sie eine spezielle und komplexe Fachsprache verwenden. Wir wollen uns daher auch nicht damit zufrieden geben,

³ Vgl. etwa die in seiner sprachlichen Dunkelheit typische Bemerkung von S. M. Weber in der Einleitung zu seiner Adorno-Übersetzung: „if Adorno is translatable at all, something which can by no means be taken for granted, it is precisely by virtue of his untranslatability.“ (*T. W. Adorno: Prisms*. London 1967, 14)

die Standardreaktion mancher Vertreter der deutschen Philosophie hinzunehmen, die darin besteht zu sagen, daß diese Philosophie den Angelsachsen deswegen als nicht übersetzbar erscheint, weil diese mit ihrem Küchenenglisch nicht in der Lage sind, gewisse Profunditäten und Subtilitäten nachzuvollziehen und ihnen Ausdruck zu verleihen. Auch wollen wir uns nicht einfach der Position der extremen Hermeneutiker anschließen, die ja die Übersetzbarkeit (und Verstehbarkeit) überhaupt problematisieren. Vielmehr wollen wir substantielle Daten über Grade und Grenzen der Übersetzbarkeit in der Philosophie sammeln und dann nach objektiven Gründen suchen, die uns erlauben werden, gewisse philosophische Sprachen als weniger übersetzbar einzustufen als andere.

2. Die Idee der Nichtübersetzbarkeit

Die Asymmetrie zwischen Deutsch und Englisch, was die Übersetzbarkeit philosophischer Texte betrifft, beruht erstens auf ganz allgemeinen und sozusagen unschuldigen syntaktischen Unterschieden zwischen den beiden Sprachen. Als nicht-flektierende Sprache muß sich die englische mit kürzeren Sätzen begnügen als das noch stark durch das Lateinische geprägte Deutsch. Bei der Übersetzung in die deutsche Sprache kann man daher in sehr vielen Fällen die kurzen Sätze des Originals mit kurzen Äquivalenzen in der Zielsprache Deutsch direkt verbinden. Form und Stil des Originals können dadurch großteils gewahrt werden, was in der Gegenrichtung manchmal nicht möglich ist. Da nun die deutsche Philosophensprache besonders durch die Entwicklung komplexer Ideen hin zu einem Höhepunkt innerhalb eines einzelnen Satzes gekennzeichnet ist, wirken manche englische Übersetzungen deutscher philosophischer Texte entweder schlicht unleserlich, weil der Übersetzer die für englische Verhältnisse überlangen Sätze nicht aufzuteilen weiß, oder flach und gedämpft, weil das Ergebnis einer solchen Aufteilung eine Zerstörung der klimatischen Aspekte des Originaltextes mit sich bringt. Weiter entstehen Probleme bei der Übersetzung deutscher Texte ins Englische, weil die Palette der Wortschöpfungsmöglichkeiten in der englischen Sprache begrenzter ist als die der deutschen Sprache. Wo also eine direkte Übersetzung in die eine Richtung ohne

weiteres möglich ist, muß man oft Gewalt anwenden, um eine Sinnübertragung in die andere Richtung zu erwirken.

In manchen Bereichen besteht trotzdem eine wenigstens partielle Symmetrie zwischen den beiden Sprachen. Es gibt zumindest seit dem 19. Jahrhundert eine wechselseitige Übersetzbarkeit nicht nur zwischen Englisch und Deutsch, sondern zwischen allen wichtigen Kultursprachen, was ihren Gebrauch für technische, kommerzielle und naturwissenschaftliche Zwecke betrifft. Politische und ökonomische Kräfte der letzten zweihundert Jahre haben zusammen mit Änderungen in der Kommunikationstechnologie, in der öffentlichen Bildung und in den linguistischen Wissenschaften zu einem vorher unbekanntem Grad der Standardisierung der Verkehrssprachen geführt. Für frühere Generationen war es manchmal schwierig, sich auch nur mit den Bewohnern benachbarter Ortschaften zu verständigen. Langsam aber haben sich besonders die europäischen Nationalsprachen in einer standardisierteren Form herausgebildet, so daß gemeinsame Maßstäbe des Sprachgebrauchs im Rahmen einer ganzen Nation Geltung erlangt haben. Jede Kultursprache wurde gleichsam so geeicht, daß sie für viele praktische und wissenschaftliche Zwecke mit den anderen zur Übereinstimmung gebracht werden konnte. Dies mag auch zu einer gewissen Einfachheit und Nüchternheit der in den gegebenen Bereichen verwendeten Sprachformen geführt haben.

Die gegenwärtige angelsächsische und angelsächsisch orientierte Philosophie ließ sich nun stark von der Idee beeinflussen, daß auch die philosophische Fachsprache dem Prinzip der reibungslosen Übersetzbarkeit zu unterwerfen ist. Dies geschah nicht in erster Linie, weil diese Philosophie selbst im engeren Sinn als eine Wissenschaft gelten wollte oder weil sie vorwiegend mit wissenschaftstheoretischen Problemen beschäftigt war. Vielmehr ließen sich die begabtesten angelsächsischen Philosophen schrittweise von den früheren, eher literarischen (philosophiegeschichtlichen, altphilologischen) Assoziationen ihres Fachs dadurch entbinden, daß sie sich stark für die neue (vor allem von Bertrand Russell so vehement propagierte) formale Logik einsetzten. Alles was mit der Philologie zusammenhängt, z.B. die ästhetische Faszination durch die Sprache als solche und die Bereitschaft, sich durch sprachliche Komplikationen durch-

zukämpfen, läßt seither in den wichtigen englischsprachigen Schriften der Philosophie unaufhaltsam nach.

Auch im günstigsten Fall besteht natürlich eine Übersetzung nicht aus einer Wort-für-Wort-Entsprechung. Unser Augenmerk gilt im Folgenden aber nicht den einzelnen Wörtern und den damit verbundenen sprach- und kulturspezifischen Ideen- und Begriffsabgrenzungen.⁴ Wir beziehen uns vielmehr auf gewisse Stileigentümlichkeiten, die erst auf höheren linguistischen Ebenen zustandekommen. Es ist ebenfalls eine Vereinfachung, selbst wenn man nur die Verhältnisse der wichtigsten europäischen Kultursprachen untereinander berücksichtigt, von „Kommensurabilität“ oder „Übersetzbarkeit“ als etwas Absolutem zu sprechen. Jener Teil z.B. des Deutschen, der reibungslos ins Englische übersetzbar ist, läßt sich vermutlich nicht mit dem Teil identifizieren, der sich etwa ins Italienische oder ins Dänische übersetzen läßt. Unsere Bemerkungen bedürfen darüber hinaus einer gewissen zeitlichen Relativierung; denn was sich von einer Sprache in eine andere problemlos übersetzen läßt, ändert sich mit der Zeit.

Der Sprachgebrauch des Dichters sollte uns jedoch klarmachen, daß es sprachliche Formen und Praktiken gibt, die fern von den standardisierten Teilen einer Sprache liegen und – da sie absichtlich anderen Kriterien als denen der allgemeinen Verständlichkeit unterworfen sind – für immer liegen werden. Die Schwierigkeiten, denen wir bei der Übersetzung des Inhalts gewisser Dichtungen von einer Sprache in eine andere begegnen, sind also mit komplementären Schwierigkeiten verbunden, mit denen wir – oder der Dichter – bei der Übersetzung seiner Äußerungen in allgemein verständlichen Sätzen seiner eigenen Sprache konfrontiert wären. Ähnlich ist es bei manchen („gnostischen“) religiösen Formeln und Wendungen, und auch der demagogische Sprachgebrauch am Rand des Religiösen und Politischen liegt fern von den standardisierteren Teilen der jeweiligen Sprache und scheint sogar seine spezielle Kraft gerade dadurch zu erlangen, daß seine sprachlichen Formen den Rahmen der alltäglichen Verständlichkeit sprengen.

Eine Variante der Behauptung der Nichtübersetzbarkeit der klassischen deutschen Philosophie besteht nun darin, daß man gewisse

⁴ Vgl. dazu E. B. Ashton: *Translating Philosophy*. – In: Delos. 6 (1971).

Stilmomente, die vor allem charakteristisch sind für den poetischen und demagogischen Sprachgebrauch, Momente etwa der emotiven Kraft, in den Schriften dieser Philosophie zu finden glaubt.⁵

3. Philosophie und Esoterik

Gegen den Vorwurf, daß die Grenze zwischen Philosophie und Dichtung oder Demagogie in der deutschen Tradition nicht scharf genug gezogen ist, kann sich die deutsche Philosophie mit der Behauptung wehren, daß sich die angelsächsischen Philosophen, indem sie die sprachlichen Maßstäbe der modernen („positiven“) Wissenschaften kritiklos übernahmen, gewisser Möglichkeiten der überlieferten philosophischen Sprache beraubt haben.

Schon 1794, nachdem man verschiedentlich versucht hatte, die Kantische oder Wolffsche Philosophie „für alle Stände und Geschlechter lesbar und verständlich“ zu machen, formulierte Georg Gustav Fülleborn in seinen *Beyträgen zur Geschichte der Philosophie* die Haltung der klassischen deutschen Philosophie gegenüber solchen Experimenten, als er schrieb:⁶

„Nicht die Wolfische Logik, Metaphysik und Moral selbst war es, die neuere Schriftsteller zur unterhaltenden Lectüre machten: es waren nur Betrachtungen über gemeinwichtige Gegenstände, wozu sie den Stoff aus jenen Systemen entlehnten ... Das System eines Philosophen, wenn es wirklich auf speculativen Principien gegründet und davon mit systematischer Gründlichkeit abgeleitet ist, läßt sich durchaus weder ohne Kunstsprache vortragen, noch zur Volkslectüre verdeutlichen. Nur die gemeinnützigen Resultate desselben können unter den Händen geschickter Köpfe à la portée de tout le monde werden. Lichtenbergs Nachrichten vom Himmel sind eine unterhaltende Lectüre für Jedermann, und passen in ein Taschenbuch, aber sie sind nur Resultate einer grossen Reihe tiefer Untersuchungen und künstlicher Rechnungen, die er, bei aller seiner Laune

⁵ Dies zeigt sich in solchen syntaktischen Eigentümlichkeiten, wie etwa der Häufigkeit von Sperrdruck und Kursivierung, dem Fehlen einer Paragrapheneinteilung, der rhythmischen Wiederholung bestimmter Formeln usw.

⁶ *Gustav Fülleborn: Beiträge zur Geschichte der Philosophie*. Viertes Stück. Züllichau und Freystadt 1794; die folgenden Zitate 138f und 141

und Popularität, nie zu einem allgemeinfasslichen angenehmen Aufsätze würde einkleiden können.“

Wie Fülleborn weiter behauptet:

„Kunstsprache bleibt immer ein wesentliches Stük einer Wissenschaft oder Kunst, und es ist eine unverständige Forderung, zu verlangen, dass der Mathematiker, der Philosoph, der Bildhauer, oder irgend ein anderer, uns seine Wissenschaft oder Kunst ohne Kunstsprache lehren und deutlich machen solle.“

Jene, und in Deutschland waren es offenbar sehr viele, die Fülleborns Meinung teilten, betrachteten es als einen Vorteil, wenn ein philosophischer Text durch spezielle Verständisschwierigkeiten gekennzeichnet ist. Eine genuin philosophische Sprache soll nach ihrer Auffassung im Leser eine besondere geistige Anstrengung hervorrufen, und nicht jeder ist in der Lage, diesen Ruf zu hören. Wie Glockner in der Einleitung zu seinem *Hegel-Lexikon* schreibt:

„Es ist bekannt, daß Hegel in mancher Hinsicht seine eigene Sprache spricht und mit derselben ‚philologischen‘ Hingabe an diese Sprache, die man keineswegs ohne weiteres ‚versteht‘, gelesen werden muß, wie eine Philosophie des Altertums oder des Mittelalters.“⁷

Die angelsächsische Philosophie dagegen beharrt auf einem Maximum an sprachlicher Einfachheit. Sie toleriert kein Privileg für Personen oder Traditionen, die einen besonderen Zugang zur Sprache der Philosophie genießen. Ihre Auffassung der Philosophie orientiert sich stattdessen zunehmend an der durch Bolzano und Frege vermittelten „platonischen“ Lehre von „objektiven Gedanken“ oder „Sätzen an sich“, die die angelsächsischen Philosophen, von Grund auf durch die Frege-Russelsche Logik geprägt, als die zentrale Achse ihres Philosophierens angenommen haben.

Bolzano und Frege übten einen Einfluß auf die Sprache der neueren englischsprachigen Philosophie aus, der schon bestehende stilistische Gewohnheiten noch verstärkte. Dies hatte zur Folge, daß die Philosophie ausdrücklich als etwas betrachtet wurde, das aus vorgefertigten und reibungslos übersetzbaren objektiven Gedanken („propositions“) besteht. In einer derartig standardisierten Sprache ist für den Philosophen in seiner Eigenart als Autor und für etwaige stilistische Idiosynkrasien kein Platz. Es ist damit auch kein Platz für

⁷ *Hermann Glockner: Hegel-Lexikon*. Stuttgart 1935, XIII

ein geschichtsbewußtes Philosophieren, derart, wie wir es etwa bei Heidegger mit seinen privilegierten Epochen, Völkern und Sprachen antreffen. Und es ist auch kein Platz für einen wie auch immer gearteten Sprachrelativismus oder für ein kulturspezifisches Moment überhaupt. Bei Hegel, Hamann, Herder, Humboldt und Heidegger ist dagegen Sprachrelativismus ein immer wiederkehrendes Motiv und wird manchmal sogar als Rechtfertigung einer idiosynkratischen Art des Sprachgebrauchs verwendet.

Es besteht also eine stilistische Spaltung zwischen den beiden Traditionen der deutschen (oder deutsch inspirierten) und angelsächsischen Philosophie. Eine derartige Spaltung ist in der Geschichte der Philosophie nicht vollkommen neu. Bereits in der Antike wurde Heraklit „der Dunkle“ genannt, und die gängigen Schriftformen der klassischen Philosophenschulen sind durch eine Lehre von „Graden der Esoterik“ geprägt, nach der die „nach außen gerichteten“ Schriften verständlicher zu sein hatten als die esoterischen „inneren Schriften“, die die eigentlich wichtigen Lehrsätze enthielten. Während also die erhaltenen Schriften Platons eher populäre, „äußere“ Schriften sind, sind die des Aristoteles eher interne *logoi* einer Schule. Daher stammen auch die Schwierigkeiten bei der Deutung des aristotelischen Denkens.⁸ Die mittelalterliche Hermetik und die Mystik lassen sich nicht von ungefähr als eine mögliche Weiterentwicklung der Esoterik des Altertums betrachten, und dasselbe gilt auch, wie ich jetzt behaupten möchte, für vieles von dem, was man unter „deutscher Philosophie“ versteht. (Diese ist natürlich nicht als ein homogenes Gebilde aufzufassen, sondern als das Ergebnis einer Ex-post-Festlegung, mit jeweils ziemlich unterschiedlichen Grenzen. Ihre Bestimmung etwa aus der Sicht eines Max Scheler im Jahre 1915 oder eines Max Wundt im Jahre 1941 ist völlig anders als die heutigen Bestimmungen eines Jacques Derrida oder eines Manfred Buhr.)

Mit der Esoterik entsteht, als wesentlich damit verbundenem Gegenpart, das Kommentierwesen. Die behauptete Asymmetrie zwischen deutscher und angelsächsischer Philosophie findet sich jetzt dadurch bestätigt, daß es eine *Kommentarliteratur* zu Werken der englischsprachigen Philosophie überhaupt nicht gibt. Mir ist nur

⁸ Vgl. hierzu: W. Jaeger: *Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles*. Berlin 1912, 136f sowie Joseph Owens: *The Doctrine of Being in the Aristotelian „Metaphysics“*. Toronto 1963, 75ff

eine wichtige Ausnahme bekannt, nämlich Leibnizens *Nouveaux Essais*, und auch dieser Kommentar ist, wie wir sehen werden, kein typisches Beispiel der Gattung.⁹ Für die klassische deutsche Philosophie in allen ihren Phasen hat dagegen die Kommentarliteratur immer wieder eine beachtliche Rolle gespielt.

4. Vom Entstehen des philosophischen Kommentars

Warum entstehen also Kommentare, und was für Schlüsse können wir aus dem Phänomen des Kommentierens für das Verständnis der Beziehung der angelsächsischen und deutschen Philosophie ziehen? Kommentare entstehen zu einem gegebenen Text, grob gesagt, wo es nötig ist, für diesen Text eine leichtere Zugänglichkeit zu schaffen. Dies geschieht z.B. aus pädagogischen oder popularisierenden Gründen. Ebenso aber auch aus Gründen der Hartnäckigkeit oder Dichte des Textes selbst, die zum Vorschein kommt, entweder wenn der Text seiner Natur nach schwer verständlich ist, oder wenn er, z.B. auf Grund historischer Distanz, aus einer neuen Leserperspektive einer Deutung bedürftig erscheint. Der Kommentar unterscheidet sich allerdings von rein interpretativen Werken insofern, als er auf zitierten Segmenten des Objekttexts basiert. In ihm werden die zu kommentierenden sprachlichen Einheiten dem Leser sozusagen „ostensiv“ präsentiert. Denn es geht dabei vor allem um *die Anwesenheit des Wortes*. Kommentare als solche entstehen nur dort, wo die Sprache selbst, als Wort einer ‚Autorität‘, von Wichtigkeit ist (wie im Fall eines uralten Rituals oder eines rechtlichen Verfahrens). Dies werden wir im folgenden als das ‚hagiographische‘ Moment des Kommentierwesens bezeichnen (und die *Nouveaux Essais* sind vor allem deswegen untypisch, weil sie keine Spur von Hagiographie enthalten).

⁹ Auch Mills: *Examination of Sir William Hamilton's Philosophy* ist keine echte Ausnahme, da dieses Werk mehrere Schriften Hamiltons kommentiert. Norman Kemp Smith hat zwar 1918 einen Kommentar zu Kants *Kritik der reinen Vernunft* geschrieben. Sein *The Philosophy of David Hume*. London 1941, sonst in mancher Hinsicht mit dem früheren Werk vergleichbar, ist hingegen bezeichnenderweise kein Kommentar, sondern eine „Critical Study“ der „Origins and Central Doctrines“ von Humes Philosophie. Unter „Kommentar“ verstehe ich dabei im folgenden nur selbständige Werke und nicht etwa kommentierende Bemerkungen, die als Teil einer kritischen Edition gedruckt werden. Vgl. dazu auch meinen Aufsatz: *Textual Deference*. In *American Philosophical Quarterly*. 28 (1991), 1ff.

Kommentare entstehen auch nur dort, wo das Interesse an Texten als solchen stark ist, vor allem deswegen, weil in der jeweiligen Kultur der „Autorität“ oder der „Tradition“ als solche die zentrale Rolle bei der Bewertung wissenschaftlicher Aussagen zugeordnet wird. Wie Rainer Specht es treffend formulierte,¹⁰ ist die Häufigkeit von Zitaten beispielsweise in den Suárez'schen Schriften nur ein äußeres Zeichen *der zentralen Rolle der Tradition* in diesem Stadium der Wissenschaft. Da die heutigen empirischen Verfahren für die wissenschaftliche Beurteilung von Sachverhalten damals noch nicht zur Verfügung standen, hat man sich stattdessen auf die Meinungen einer repräsentativen Auswahl von Fachleuten verlassen. Nicht die Meinung des einzelnen Wissenschaftlers war ausschlaggebend, sondern diese zusammen mit der von Autoritäten.

Auch in dieser Hinsicht können wir natürlich eine Besonderheit der Philosophie der Briten konstatieren. Denn die Hauptachse dieser Philosophie ist, wie wir etwas klischeehaft sagen können, zumindest seit Locke im Gegensatz zur lateinischen und deutschen eine vorwiegend erfahrungs- bzw. problemorientierte, nicht so sehr eine text- oder personenorientierte Philosophie gewesen. (Daher vielleicht auch ihr immer wieder beklagter Mangel an historischem Bewußtsein.) Die neueren Forschungen zur Philosophie des späten Mittelalters und der Renaissance haben gezeigt, wieweit man schon im 14. Jahrhundert (und in manchen Kreisen sogar früher) Elemente einer empirischen und wissenschaftlichen Philosophie anerkannt und gepflegt hat. Dies erfordert eine neue Sicht der philosophischen Revolution, die durch die britischen Empiristen eingeleitet wurde. Von unserem Standpunkt aus könnte man die Behauptung wagen, daß diese Revolution nicht zuletzt darin bestand, *daß man aufhörte, Kommentare zu schreiben*.¹¹

Kommentare wie Übersetzungen entstehen des weiteren verständlicherweise nur, falls dem zu kommentierenden Werk eine gewisse Bedeutung beigemessen wird. Nur in einigen speziellen Fällen, etwa bei den Sentenzen-Kommentaren, mag der Kommentar wichtiger sein als der Basistext selbst.

¹⁰ Rainer Specht: *Über den Stil der Disputationes Metaphysicae von Francisco Suárez*. – In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie. 13 (1988), 24.

¹¹ Heute beobachten wir eine ähnliche Revolution der philosophischen Arbeit in den noch kommunistisch gebliebenen Ländern, wo man jetzt beginnt, andere Maßstäbe für die Bewertung wissenschaftlicher Aussagen anzuerkennen, als die, die sich aus dem Kommentieren der Marx'schen und Engelss'schen Werke ergeben.

Als notwendige Bedingungen für das Entstehen einer Kommentarliteratur zu einem gegebenen Text in einer gegebenen philosophischen Kultur können wir demnach auflisten:

1. Der Text hat eine gewisse Unzugänglichkeit, so daß eine Auslegung nötig erscheint.
2. Die Sprache hat in dieser Kultur eine besondere eigene Faszinationskraft.
3. Der exakte Wortlaut des Autors ist als solcher von Bedeutung.
4. Die Tradition gilt in dieser Kultur als Hauptinstanz bei der Beurteilung wissenschaftlicher Aussagen.
5. Der Text genießt innerhalb dieser Kultur eine gewisse Bedeutsamkeit.

Sicherlich gibt es auch ganz zufällige Ursachen, die beim Entstehen einer Kommentarliteratur eine Rolle spielen. So läßt sich z.B. die reiche Tradition der mittelalterlichen Sentenzen-Kommentare letztlich auf einen Erlaß der theologischen Fakultäten zurückführen. Und auch die deutschen Kant-Kommentare sind teilweise deswegen entstanden, weil Vaihinger dieses Genre zu einer bestimmten Zeit modisch gemacht hat. Die aufgelisteten Bedingungen sind also bei weitem nicht hinreichend. Wichtig ist für uns aber, daß die Texte der englischen Philosophie keine der fünf Bedingungen erfüllen, viele der wichtigsten Texte der deutschen Philosophie dagegen alle. Vorerst wollen wir daraus jedoch keine Schlüsse ziehen, sondern uns rein auf die Idee eines Kommentars als solche konzentrieren.

5. Vom Wesen des philosophischen Kommentars

Was ist also ein Kommentar? Eine adäquate Antwort auf diese Frage ist wegen der ungeheuren Breite und Diversität, sowie der noch mangelhaften wissenschaftlichen Erfassung der gesamten Kommentarliteratur beinahe unmöglich. Begnügen wir uns also vorerst mit Stichproben und halb gestützten Verallgemeinerungen, die auf den wenigen theoretischen Studien zum Phänomen des Kommentars als solchem beruhen.¹²

¹² Hier sind vor allem zu erwähnen: B. Sandkühler: *Die frühen Dantekommentare und ihr Verhältnis zur mittelalterlichen Kommentartradition*. Regensburg 1966 und A. Buck und O. Herding (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. Boppard 1975.

Kommentare, Glossen, Scholien, Exegesen, Paraphrasen, adnotationes, animadversiones, explicationes, enarrationes, expositiones liegen auf einem Kontinuum zwischen Originaltext bzw. seiner Übersetzung auf der einen Seite und rein interpretierenden Werken auf der anderen. Wie Übersetzungen sind Kommentare als Produkt einer zunächst sprachorientierten Tätigkeit zu betrachten, und wie wir gesehen haben, beziehen sie sich auf den exakten Wortlaut einer Autorität. Wie z.B. in den Aristoteles-Kommentaren von Alexander von Aphrodisias und von Simplicios, behandeln sie den Basistext oder Sammlungen von Exzerpten daraus annähernd *Zeile für Zeile* oder *Satz für Satz*. Der Kommentar will uns also den Text selbst näherbringen. Wie Interpretationen verfügt er in Bezug auf die Sätze des Basistexts wohl auch über gewisse Freiheiten, die sich in Kritik, Auslegung, Ergänzung oder Vereinfachung des kommentierten Werks offenbaren. Der Kommentar darf zwischen verschiedenen Teilen des Texts hin- und herpendeln, Bezug nehmen auf frühere Kommentare, auf verwandte Texte und Meinungen, usw. und kann auf diese Weise aus verstreutem und unzugänglichem Material etwas Kompaktes und Überschaubares bilden, besonders wenn dieses Material nur in Form einzelner Manuskriptquellen vorliegt. Um als Kommentar im engeren Sinn verstanden zu werden, muß er sich allerdings zentral mit einem Basiswerk befassen.

Die Wurzeln des Kommentierwesens gehen weit zurück in die Zeiten der mündlichen Kultur, „[when] thought moved ahead in a communally structured glacier where individualized activity was quickly encysted if indeed it ever appeared.“¹³ Die strengen Formeln, wie etwa die des Ursachenprologs,¹⁴ welche noch im Mittelalter bei der Anfertigung von Kommentaren respektiert wurden, sind wohl Überbleibsel dieser früheren Verhältnisse. Was bei gesungenen Texten unmöglich ist, beispielsweise eine Titelseite, fehlt auch in den gewöhnlichen Kommentaren des Mittelalters. Aus demselben Grund zeigen diese Kommentare auch, verglichen mit dem, was uns heute geläufig ist, ein ganz anderes Verständnis des literarischen Eigentums, des Plagiats und des Zitierens. Der Begriff des Autors als Schöpfer eines Texts, wie er im Urheberrechtswesen niedergelegt ist,

¹³ Walter Ong: *The Presence of the Word*. New Haven and London 1967, 40

¹⁴ Vgl. B. Sandkühler: *Die frühen Dantekommentare und ihr Verhältnis zur mittelalterlichen Kommentartradition*. a.a.O., 24ff

findet keinen Halt in einer mündlichen Kultur, und in der Manuskriptkultur mußte er sich erst langsam entwickeln.

Man hat offensichtlich erst im 14. Jahrhundert begonnen, für zitierte Werke oder Meinungen genaue Referenzen anzugeben, und manche Kommentare waren vorher durch einfaches Um- oder Abschreiben oder durch Kondensierung von schon bestehenden Werken erzeugt. Die moderne Sekundärliteratur ist also nicht nur deshalb entstanden, weil das früher so wichtige hagiographische Moment in der Philosophie langsam verschwunden ist, sondern auch, weil jetzt sogar die Nichtautoritäten als Autoren eigener Werke hervortreten wollten, was mit der historischen Entwicklung des Begriffs eines (wissenschaftlichen) Werks als einheitliches und abgetrenntes Gebilde eng zusammenhängt.¹⁵

Noch im 15. Jahrhundert fehlt etwa bei Marsilio Ficino der moderne Begriff des originären Beitrags einer Autorenpersönlichkeit. Ficino war nicht darauf aus, eine eigene Philosophie zu entwickeln. Zitate sind beispielsweise in seinem 1469 verfaßten Symposium-Kommentar keine Ausschmückung des eigenen Textes; sein ganzes Philosophieren vollzieht sich bei ihm noch im Zitieren.¹⁶ Die neue Auffassung zeigt sich dagegen 1496 im „Oratio de Dignitate Homini“ des Pico della Mirandola, das für den Verfasser das Recht fordert, eigene Ansichten vertreten zu dürfen, ohne sich zu einer Schule zu bekennen, und das Senecas Worten zustimmt, „es sei ärmlich, seine Weisheit bloß aus Kommentaren zu beziehen.“¹⁷

Eine Schule ist im klassischen Altertum und im Mittelalter gerade dadurch bestimmt, daß ihre Mitglieder eine gemeinsame Autorität (Platon, Aristoteles, Thomas, Scotus) anerkennen, und daß sie versuchen, diese Autorität zu interpretieren, während sie sich gegenseitig zitieren. Man inskribiert sich in eine Schule, weil man die Bedeutung *dieser* Texte lernen will, und die Arbeit der Schule besteht hauptsächlich darin, die Schriften der gewählten Autorität zu kommentieren. Die vor allem durch Boethius und Hieronymus eingeleitete Tradi-

¹⁵ Vgl. die aufschlußreichen Bemerkungen L. Goehrs: *The Work of Music*. (in Vorbereitung) über parallele Phänomene auf dem Gebiet des musikalischen Komponierens.

¹⁶ Vgl. die Einleitung von P. R. Blum zur deutschen Ausgabe *Ficinos: Über die Liebe*. Hamburg 1984, XIII

¹⁷ Zit. nach J. Ijsewijn: *Laurentius Vallas „sprachliche Kommentare“*. – In: A. Buck und O. Herding (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. a.a.O., 93

tion der Bibelkommentare und somit auch die spätere christliche Theologie kann von dieser Perspektive her als eine Weiterentwicklung älterer Formen betrachtet werden, welche natürlich auch die jüdische Kommentar-Tradition einschließen.

Wo Schulbildung derart wichtig wird, kann man erwarten, daß es manchmal zur Entwicklung von mehr oder weniger hermetischen Sprachen und Sprachstilen kommt, die die Abgrenzung der Schulen untereinander unterstützen und zu ihrer jeweiligen Exklusivität beitragen. Auch in dieser Hinsicht können Kommentare dann eine sprachliche Funktion übernehmen, indem sie als Leitfaden zu daraus entstehenden linguistischen Defekten oder Schwierigkeiten in den Basiswerken dienen.

6. Von den Gattungen des Kommentars

Die ersten Kommentare wurden in Indien verfaßt, wo sie als Ausdruck eines starken philosophischen Konformismusdenkens fungierten. Bei den Indern stand offensichtlich fest, daß kein einzelner Denker für sich beanspruchen darf, eine Wahrheit zum ersten Mal gesehen zu haben. Um als Meister anerkannt zu werden, mußte man an eines der großen Systeme anschließen und entweder einen Kommentar zu den Sutras dieses Systems verfassen oder aber einen Subkommentar zu einem der bestehenden Kommentare.¹⁸

In ihrer abendländischen Erscheinung seit den frühesten Homer-Kommentaren zeigt die Gattung eine historische Entwicklung von ihrem Höhepunkt als Pendant einer bestimmten Lehrpraxis im Mittelalter zu ihrer fast gänzlichen Auflösung in das, was wir heute Sekundärliteratur nennen. In der mittelalterlichen Philosophie lassen sich speziell die folgenden Arten des Kommentars unterscheiden:

- a. Mehr oder minder vollständige Sammlungen von Randglossen („Scholien“), woraus unsere heutigen „Fußnoten“ entstanden sind.
- b. Vereinfachende Paraphrasen, wie etwa zur Aristotelischen Enzyklopädie von Avicenna und Albert dem Großen, die hauptsächlich für den elementaren Schulunterricht angefertigt wurden.

¹⁸ Vgl. diesbezüglich J. N. Mohanty: *Indian Philosophy*. – In: *Encyclopedia Britannica*. Vol 21. 15th. ed. 1985, 181

c. Wörtliche Kommentare (*commentare ad litteram*), wie z.B. die von Averroes („der Kommentator“) und von Thomas von Aquin zu Aristoteles, die streng an Ordnung und Inhalt des jeweiligen Basistexts festhalten und nach der „korrekten“ Interpretation suchen. D.h., sie versuchen, Wort und Geist der aristotelischen Philosophie herauszuarbeiten und darzulegen und für Schwierigkeiten und Zweifel eine Lösung zu finden.¹⁹

d. Fragenkommentare (*commentare ad quaestionem*), die als eine Spätform der klassischen Gesprächskommentare (wie z.B. die *Isagogae Porphyrii*) betrachtet werden können, die aus Fragen, Argumenten, Gegenargumenten und Lösungen bestehen und die manchmal nur lose mit Passagen des Basistexts zusammenhängen.

Alle diese Formen sind das direkte Ergebnis der damaligen Lehrpraxen in Kollegien und Seminaren: der Aquinate mußte Kommentare schreiben, einfach weil er Universitätsprofessor war. Schon deshalb ist es in der englischsprachigen philosophischen Welt praktisch nie zu Kommentaren gekommen, weil in ihr nie von „(Schul-)Autoritäten“ oder von einer „akzeptierten Lehre“ die Rede war und weil die, die sich für diese Philosophie interessiert haben, gerade mit den als überholt angesehenen Praktiken des Mittelalters brechen wollten.

Kommentare können des weiteren unterteilt werden,

a. *nach Art des kommentierten Werks*: Es gibt natürlich nicht nur Kommentare zu philosophischen Werken, sondern auch zu Werken der Religion und der Theologie, zu poetischen Werken sowie zu den verschiedenen weltlichen und kanonischen Gesetzbüchern. Das Phänomen rechtlicher Kommentare wirft spezielle Fragen auf, wie z.B. die Frage nach dem ursprünglichen Verhältnis von rechtlichen, theologischen und philosophischen Lehrformen,²⁰ und die nach den Gründen für die weitverbreitete Verwendung archaischer Formeln in juristischen Texten. In der Philosophie, wie auch in der Rechtswissenschaft des Mittelalters wurde die Einheit des Vorlesungsbetriebs

¹⁹ Vgl. M. Grabmann: *Die Aristoteles Kommentare des Heiligen Thomas von Aquin*. – In: M. Grabmann: *Mittelalterliches Geistesleben*. München 1926, 281ff. Wie Grabmann es ausdrückt, schwebte Thomas immer das Ideal vor Augen, „die ‚intentione Aristotelis‘ festzustellen und zu wahren“ (286). Manchmal aber fügte er eigens hinzu und konstatierte Widersprüche zwischen aristotelischer Philosophie und katholischer Glaubenslehre.

²⁰ Vgl. G. Makdisi: *The Scholastic Method in Medieval Education*. An Inquiry into its Origins in Law and Theology. – In: *Spekulum*. 48 (1974)

statutenmäßig gesichert, und da die Kommentare eng mit den Vorlesungen verbunden waren, waren auch diese in ihren Gattungen einheitlich durch die damaligen Lehrpraktiken geprägt.²¹ Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß das juristische Kommentarwesen, mit seiner systematischen Kultivierung einer „herrschenden Meinung“, ein Verfahren für die inhaltliche Festsetzung der Gesetze darstellt, das in vieler Hinsicht dem schon erwähnten mittelalterlichen wissenschaftlichen Verfahren ähnelt. Auch die juristischen Kommentare fehlen übrigens in der englischsprachigen Welt fast vollständig, was allerdings hauptsächlich damit zusammenhängt, daß die entsprechenden Basiswerke (die juristischen Kodizes) hier fehlen.

Kommentare können auch unterteilt werden,

b. *nach Art (der Sprachorientierung bzw. Ideenorientierung) des Kommentars*: Wie die Übersetzung läuft der Kommentar neben dem Basistext her. Die Übersetzung tritt aber auch an die Stelle des Originals, der Kommentar nicht. Wie selbständige interpretierende Werke arbeitet er sozusagen auf der Metaebene. Er spricht über die Sätze des Basiswerks mit einer im Normalfall mehrschichtigen Schriftbetrachtung mit linguistischen und interpretierenden Aspekten.²² Die linguistische Orientierung dominiert, wo es vor allem um diese Sätze selbst – als sprachliche Objekte – geht. Die interpretierende Orientierung dagegen überwiegt, wo die in diesen Sätzen ausgedrückten *Ideen* im Vordergrund stehen, etwa weil mehrere Deutungen möglich sind, oder weil sich die naheliegendste Deutung mit der herrschenden Meinung nicht in Einklang bringen läßt.

Zur Anfertigung von interpretierenden Kommentaren wird es auch dann kommen, wenn, wie etwa im Fall der paninischen Grammatik, ein Text zu knapp oder aphoristisch geschrieben oder, wie im Fall der Vorsokratiker, nur fragmentarisch überliefert wurde. Aus diesem Grund gibt es also auch interpretative Kommentare zu den Schriften des späteren Wittgenstein, obwohl diese gerade den konse-

²¹ Vgl. H. E. Troje: *Alciats Methode der Kommentierung des ‚Corpus iuris civilis‘*. – In: A. Buck und O. Herding (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. a.a.O., 48

²² Besonders in mittelalterlichen Bibelkommentaren hat man vier sogenannte „Sinn-schichten“ des Textes unterschieden, die entsprechend zu einer vierfachen Kommentierung führten: nach dem *moralischen* Sinn, nach den *historischen* Begebenheiten, nach dem *allegorischen* oder dem *mystischen* Sinn und nach den *Anspielungen*. Vgl. Henri de Lubac: *Exégèse Médiévale – Les quatre Sens de L'Écriture*. Lyon 1959

quenten Versuch verkörpern, eine sprachlich völlig unproblematische Philosophie zu schreiben, da Wittgenstein konsequent mit der bestehenden, allgemein verständlichen Sprache auskommen wollte. Die Wittgenstein-Kommentare entstehen nicht aufgrund der Komplexität der Wittgensteinschen Sprache. Sie schaffen uns vielmehr den Kontext (die Beziehungen und Verbindungen) des damit ausgedrückten gedanklichen Inhalts.

In vielen Fällen haben jedoch in der Entstehung von Kommentaren sprachliche Momente eine wesentliche Rolle gespielt. Nicht nur deswegen, weil die genauen Worte der kommentierten Autorität von Wichtigkeit waren, sondern auch, weil diese Worte selbst oft in einer Form überliefert waren, die sprachliche Probleme aufwarf. Die lateinischen Übersetzungen des Aristoteles z.B. waren – wieder aus Respekt vor der Autorität – Wort-für-Wort-Übertragungen, die die Schwierigkeiten der Sprache der Originaltexte nicht vermindern konnten.

Die Kommentare zu dichterischen Werken haben heutzutage hauptsächlich die Funktion eines Realienbands, der die Verhältnisse zwischen Werk, Autor und Zeit des Entstehens dokumentieren soll. Früher haben sich eher sprachorientierte Kommentare zu solchen Werken besonders dort entwickelt, wo denkerische und religiöse Elemente mit den poetischen Intentionen verschmelzen, wie etwa im Fall der Werke Dantes. Dies deutet erneut darauf hin, daß Kommentare gelegentlich ein natürliches Resultat von Abweichungen von der allgemeinen Verständlichkeit einer Verkehrssprache sein können, z.B. solcher Abweichungen, die entweder aus einer besonderen denkerischen Komplexität oder aus einer speziellen emotiven Kraft wurzeln.

Die prägnantesten Fälle des vorwiegend sprachorientierten Kommentars sind philologische Werke. Besonders zur Zeit der Humanisten hat man versucht, Texte konsequent philologisch zu betrachten, eine Tradition, die dann vor allem in Deutschland im 19. Jahrhundert fortgesetzt wurde. Die Humanisten wollten durch ihre Kommentiertätigkeit zuvorderst die Urtexte in möglichst reiner Form erfassen, um dadurch die linguistischen Normen der „goldenen Latinität“ wieder sichtbar zu machen. Durch diese neuartige Präzision bei der Schrifterfassung haben sie allerdings auch praktische Zwecke verfolgt. Erstens wollten sie moralische Konsequenzen ziehen, d.h. sie

wollten nicht nur die Sprache der Alten durch ihre Kommentiertätigkeit erschließen, sondern gleichzeitig auch deren Lebensweisheit. Zweitens aber erhofften sie sich wissenschaftliche Konsequenzen. Als paradigmatisch hierfür können wir den Fall des Iatrophilologen Julius Caesar Scaliger nehmen, der Kommentare zu den botanischen Werken des Theophrast verfaßte und versuchte, durch philologisch-historische Kommentierung antiker Texte Wissenschaft zu betreiben.²³

Des weiteren gibt es Kommentare, die in unserem Sinn sprachorientiert sind und den spezifischen Versuch seitens des Autors des jeweiligen Basistexts widerspiegeln, neue sprachliche Mittel für die Formulierung seiner Ideen zur Verfügung zu stellen, Mittel, die notwendigerweise außerhalb der zur gegebenen Zeit bestehenden Verkehrssprache liegen. Da wir es in solchen Fällen mit einer erfundenen Sprache zu tun haben, ist hier die wissenschaftlich-philologische Einstellung genaugenommen ausgeschlossen. Hier gibt es keine (durch philologische Arbeit zu lösenden) Probleme bei der richtigen Textfassung, denn die Sprache eines Heidegger etwa hat den Status eines Einzelfalls. Natürlich kann man die entsprechenden Texte nur dann adäquat deuten, wenn man angemessen philologisch geschult ist. Die Probleme, die bei einer solchen Deutung entstehen, sind aber weder sprachlich (sind keine philologischen Probleme), noch sind sie rein interpretativ; vielmehr bestehen sie aus einer eigenartigen Mischung von beidem.²⁴

Kommentare unterscheiden sich ferner

c. *nach dem Verhältnis zwischen den Absichten und Weltanschauungen des kommentierten und des kommentierenden Autors*: Die Probleme, mit denen Kommentare zurechtzukommen versuchen, sind durchaus nicht immer aus Gründen entstanden, die mit den Basistexten selbst zu tun haben. Manchmal spielen die speziellen Bedürfnisse der Rezipienten die entscheidende Rolle. Man erinnere sich an das Phänomen des Vergil oder Ovid moralisé sowie auch an zensierte Ausgaben der Bibel und der Werke Shakespeares. Ein interessanter

²³ Vgl. P. Dilg: *Die botanische Kommentarliteratur in Italien um 1500 und ihr Einfluß auf Deutschland*. – In: A. Buck und O. Herding (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. a.a.O.

²⁴ Vgl. R. A. Bast und H. P. Delfosse: *Handbuch zum Textstudium von Martin Heideggers „Sein und Zeit“*. Bd 1. *Stellenindizes, Philologisch-kritischer Apparat*. Stuttgart 1979, die von einem „Wissenschaftsidiolekt“ bei Heidegger sprechen (XIII).

gegen Null tendierender Grenzfall des Kommentars sind aus dieser Perspektive die Persiflagen von Derrida, welche, soweit man feststellen kann, mit der Absicht verfaßt wurden, die Idee zu entkräften, daß es so etwas wie eine „Absicht“ hinter einem Text überhaupt geben könne. Selbstverständlich bieten Kommentare, die in dieser Weise aus speziellen Absichten des Kommentators angefertigt wurden, keinen direkten Aufschluß über irgendwelche (etwa sprachliche) Eigentümlichkeiten des Basistexts.

Ein viertes Unterscheidungsmerkmal zwischen Kommentaren ist schließlich

d. *das sprachliche Verhältnis von kommentiertem und kommentierendem Werk*: Man erinnere sich an die oben aufgestellte Behauptung, das Entstehen einer Kommentarliteratur könne als Kriterium für die Nichtübersetzbarkeit eines Texts betrachtet werden. Diese Behauptung verliert ihren Halt, wo beide, Kommentar und kommentiertes Werk, in derselben Sprache verfaßt sind, was in der Philosophie als Normalfall zu betrachten ist (man denke wieder an die indische Philosophie sowie an das abendländische Mittelalter). Wo Text und Kommentar dagegen in verschiedenen Sprachen verfaßt sind und wo daher mehrere Sprachen als philosophische Sprache zählen, steht unserer Behauptung nichts im Wege. Der Kommentar kann in diesem Fall quasi als eine Brücke zwischen zwei verschiedenen Sprachen betrachtet werden, die solider sein mag als das, was durch Übersetzung zu erreichen wäre. Es kann diesbezüglich für unsere Zwecke von Bedeutung sein, daß die Kommentare gerade zu Hegel und Heidegger – anders als die zu den Veden oder zu Thomas oder Descartes – vorwiegend in anderen Sprachen geschrieben wurden als die entsprechenden Basistexte selbst. Man denke etwa an die Kommentare zu Hegel von Lenin, Hyppolite, Kojève, Stirling, McTaggart, Stace, Mure, Harris und Léonard, sowie an die zu Heidegger etwa von Dreyfus, Gelven, Kaelin und Kockelmans.²⁵

²⁵ H. L. Dreyfus: *A Commentary on Martin Heidegger's „Being and Time“*. Cambridge, Mass. 1990; M. Gelven: *A Commentary on Heidegger's „Being and Time“: A Section-by-Section Interpretation*. New York 1970; E. F. Kaelin: *Heidegger's „Being and Time“: A Reader for Readers*. Tallahassee, University Presses of Florida 1988. Vgl. auch J. J. Kockelmans (Hrsg.): *A Companion to Martin Heidegger's „Being and Time“*. – In: *Current Continental Research*, 550; Lanham and London 1986 (University Press of America and Pittsburgh: Center for Advanced Research in Phenomenology) sowie R. A. Bast und H. P. Delfosse: *Handbuch zum Textstu-*

7. *Schlußbemerkungen*

Wie steht es nun mit unserer These, daß Kommentare als Zeichen von sprachlichen Defekten in den jeweiligen Basistexten betrachtet werden können? Eine derartige Behauptung gilt nur, so können wir jetzt zusammenfassend sagen, wenn die Schriften eines Autors in einer gegebenen Sprache zu Kommentaren vorwiegend in einer anderen Sprache geführt haben, und wenn diese im Geist des kommentierten Autors verfaßt sind.

Daß die Schriften des Aristoteles die angeführte Bedingung erfüllen, sollte klar sein. Es muß aber dabei berücksichtigt werden, daß wir nur die internen Schriften seiner Philosophenschule kennen. Immerhin hat der Philosoph Mut gezeigt, indem er gewöhnliches Griechisch in völlig neuer Weise zu philosophischen Zwecken umzufunktionieren wußte. Und Ähnliches mag auch für Heidegger gelten, der hier die klassische deutsche Philosophie vertritt – allerdings ohne einen durchschaubaren Gegensatz zwischen internen und externen Schriften seiner Philosophie. Viele andere der eingangs erwähnten Momente der Nichtübersetzbarkeit sehen wir übrigens auch bei Heidegger, so z.B. das Moment des rhetorischen Effekts. Und jeder, der Heidegger als Lehrstoff verwendet hat, weiß darüber hinaus aus der Kraft seiner Schriften Wirkungen zu erzielen, die eine auffallende Ähnlichkeit haben mit denen einer religiösen Bekehrung.

Meine These ist also, daß die Schriften Aristoteles' und Heideggers (gewiß aus unterschiedlichen Gründen) nicht übersetzbar sind, und ich habe ein neutrales und objektiv überprüfbares Kriterium für diese Nichtübersetzbarkeit angegeben, nach welchem die englische Philosophie in dem hier spezifizierten Sinn niemals als nichtübersetzbar zu erachten ist. Die Übersetzung ist zwar ein historischer Prozeß, und in manchen Fällen muß eine besondere Übersetzungstradition erst geschaffen werden (manchmal wieder mit Hilfe von Kommentaren), bevor ein Werk adäquat übersetzt werden kann. Die Japaner (wie die Italiener) scheinen demgemäß eine weiter entwickelte Übersetzungstradition zu haben als die Angelsachsen, obwohl die Tatsache, daß es inzwischen zur Anfertigung mehrerer verschiedener japanischer Übersetzungen von *Sein und Zeit* gekommen ist, die ver-

dium von Martin Heideggers „Sein und Zeit“. a.a.O. und die reiche Heidegger-Kommentarliteratur im Französischen und Italienischen.

breitete Meinung in Frage stellt, daß wenigstens die Heideggerschen Schriften sich leichter ins Japanische übersetzen ließen als etwa ins Englische.

Auf jeden Fall bleibt die Asymmetrie zwischen deutscher und angelsächsischer Philosophie bestehen. Denn durch ihre ganze Entwicklung hat die deutschsprachige Philosophie immer wieder Bewegungen und Strömungen initiiert, die durch mehr oder minder hartnäckige Sprachstile gekennzeichnet sind, und zu Texten geführt, die entweder überhaupt nicht adäquat übersetzbar sind, oder einen verhältnismäßig langen Übersetzungsprozeß benötigten. Die angelsächsische Philosophie ließ sich dagegen in allen ihren Entwicklungsphasen immer verhältnismäßig reibungslos in die anderen Kultursprachen Europas übersetzen. Wir lassen es hier dahingestellt, was als Zeichen einer größeren philosophischen Kultur zu betrachten ist.

Die These des speziell hermetischen Charakters der deutschen Philosophie gilt, wie schon bemerkt, höchstens für das, was ich „die Hauptlinie der klassischen deutschen Philosophie“ genannt habe. Insbesondere trifft sie auf die Werke jener idealistischer Denker zu, die in der gesamten deutschen Kultur mit der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins und mit der deutschen Nation selbst verbunden sind, sowie auch für die Philosophen, wie Heidegger, die in der Nachfolge dieser Philosophiae Germaniae ihre Philosophie geschaffen haben. Zwei Fragen müssen nun bezüglich dieser Philosophie beantwortet werden:

- (a) Warum hat sich die deutsche Philosophie so sehr und so langanhaltend an Autoritäten und Texte gebunden gefühlt, fast als ob man – wie Iatrophilologen – Wissen aus bloßen Worten herauspressen wollte?
- (b) Warum haben sich in Deutschland so häufig philosophische Sprachstile entwickelt, die ein Hindernis für das Verständnis der entsprechenden Texte sind?

Ad (a): Die Textorientiertheit der deutschen Philosophie ist sicherlich zum Teil dadurch bedingt, daß diese Philosophie, wie die des Mittelalters, in hohem Maß ein Produkt der Universitäten ist. Im Gegensatz hierzu mußten sich die wichtigsten philosophischen Bewegungen in England und Frankreich gegen den Widerstand der dortigen Universitäten freischwimmen. Die ersten deutschsprachigen Universitätsphilosophen haben den Lehrstoff und die Lehrfor-

men ihres Fachs von ihren scholastischen Vorgängern übernommen. Der Kommentar (meist unpubliziert) ist in den modernen deutschen Universitäten in der Philosophie etwa bis 1800 – in der Rechtswissenschaft noch heute – eine vorgeschriebene Form. (Auch Kant las Kommentare entsprechend der Universitätsvorschrift; er gab nie ein Kolleg über seine eigene Philosophie.) Die Philosophie ist natürlich inzwischen auch in England eine universitäre Angelegenheit geworden. Die dortige Philosophieausbildung ist allerdings seminargebunden: die Tätigkeit des Philosophierens wird hauptsächlich durch Argumentierpraxis gelernt. In den kontinentaleuropäischen Universitäten dagegen erfolgt die Philosophieausbildung nach wie vor in schulartigen Kollegs, meist mit größerer Zuhörerschaft, deren Großteil nie als Philosophen oder auch nur als Philosophiestudenten aktiv wird, es sei denn, daß die hervorragenden Studenten nach und nach die Möglichkeiten ergreifen, selbst Texte zu verfassen, aber auch dies meistens ohne die Kontrolle durch Diskussion und Argument, die im angelsächsischen Raum als unerlässlich gilt. Nicht viel mehr als Philosophiegeschichte ist unter diesen Umständen möglich, worunter man allerdings wieder nicht die Geschichte philosophischer Ideen und Argumente und Probleme verstehen darf, sondern nur die der großen Texte (was auch die zentrale Rolle der Hermeneutik in der neueren kontinentaleuropäischen Philosophie erklärt).

Ad (b): Nicht nur die klassischen, an Kommentaren orientierten Lehrformen wurden in Deutschland übernommen. Auch viele der damit zusammengewachsenen Praktiken, die Bildung von Schulen und Ortho- und Heterodoxien und vor allem von hermetisch formulierten „inneren“ Doktrinen, wurden von den deutschsprachigen Universitätsphilosophen geerbt. Der Gegensatz zur Selbständigkeit der Einzelphilosophen in Großbritannien (früher auch in Frankreich) ist in dieser Hinsicht besonders markant. In England hat sich die lingua franca der Philosophie zu einem Zeitpunkt verfestigt, als generell eine Orientierung an der modernen empirischen Wissenschaft und eine antischolastische, antiautoritäre Einstellung dominierten. Dasselbe gilt für Österreich, wo sich im Vergleich mit den westeuropäischen Ländern erst viel später eine eigene Philosophie entwickelte. Ganz anders in Deutschland, wo sich die Muttersprache der Philosophie selbst in einer Zeit verfestigte, als intellektuelle Kräfte religiöser und politischer Art überwogen.

In gewissem Maß wird es freilich immer unklar bleiben, inwieweit solche historischen Überlegungen über die Wurzeln der deutschen Philosophie die Ursache ihrer heutigen sprachlichen Eigentümlichkeiten aufzudecken vermögen, selbst dann, wenn die Untersuchung der verschiedenen Muster kultureller Evolution daraufhin deutet, daß der genaue Zeitpunkt des Entstehens eines kulturellen Phänomens häufig Stil und Gestalt des Phänomens in seiner späteren Entwicklung festlegt. Die Lage wäre demgemäß zweifellos ganz anders, hätte Leibniz – und nicht Kant, Fichte und Hegel – die literarischen Standards der heutigen deutschen Philosophie bestimmt.